
REZENSIONEN | REVIEWS

Claudine Nédelec / Marine Roussillon (Hrsg.): Frontières. Expériences et représentations dans la France du XVIIe siècle, Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag, 2023, 761 S.

Rezensiert von
Maike Schmidt, Leipzig

Mit dem zu besprechenden Werk liegt nun noch ein Sammelband vor, der sich dem Oberthema „Grenzen“ in interdisziplinärer Perspektive widmet. Grenzen in ihren materiellen und immateriellen Ausprägungen zu verstehen, kann als eins der großen und nicht erreichten Erkenntnisziele der Geistes- und Sozialwissenschaften der letzten drei Jahrzehnte gelten, das sogar eigenständige Disziplinen hervorgebracht hat.[1] Daneben hat sich eine ganze Reihe von separaten Publikationsprojekten – auch im deutschsprachigen Raum – dem Phänomen „Grenze“ fächerübergreifend angenähert.[2] Der Versuch, Grenzen aus unterschiedlichen Werten zu beurteilen, legt erfahrungsgemäß auch die unterschiedlichen Verständnisse von dem offen, was jeweils als „Grenze“ gelten kann. Für den interdisziplinären Dialog ist dies deshalb eine Herausforderung, weil man sich zunächst darauf einigen muss, über was

man überhaupt spricht, um zu verhindern, dass der Grenzbegriff diffus und damit unkenntlich wird. Der internationale Verband für die Erforschung des (französischen) 17. Jahrhunderts (Centre international de Rencontres sur le XVIIe siècle, kurz CIR 17) hat sich dieser Herausforderung gestellt, indem er „frontières“ zum Oberthema seines 16. Treffens erhob, das 2021 im digitalen Raum stattgefunden hat. Gastgeberin war die Université d’Artois in der picardischen Stadt Arras, die selbst als Grenzraumsetting gelten kann. Der vorliegende Band mit seinen 31 französischsprachigen Beiträgen geht auf diese Veranstaltung zurück. Er ist auch als Würdigung an den noch im selben Jahr verstorbenen Literaturwissenschaftler und Mitbegründer des CIR 17, Alain Viala, zu verstehen – ein Spezialist für die Galanterie bzw. *honnêteté* als dem herausragenden ästhetischen Modell des französischen Klassizismus. Der Eröffnungsvortrag zum Thema „Bornes, champs et terrae incognitae“, der hier zum Druck gekommen ist (S. 19–30), zählt zu Vialas letzten Auftritten.

Die Autor:innen bilden insgesamt ein breites Spektrum historisch orientierter Fächer ab, die sich auf ihre jeweils eigenen Quellenkorpora konzentrieren: von Romanen – darunter die einschlägigen von Madeleine de Scudéry und Bernard Le Bovier de Fontenelle –, über Lyrik und allegorische wie geographische Karten, hin zu gelehrten

Traktaten und naturphilosophischen Texten, illustrierten Festbeschreibungen (im Fall des von Nadine Nédelec untersuchten *bal de la douairière de Billebahaut*, S. 121–148), staatsrechtlichen Traktaten (im Beitrag von Julien Le Mauff zur Grenze des barocken Staates, S. 67–84) und Berichten von Herrschertreffen, wie sie etwa Marie Claude Canova-Green am Beispiel des Grenzflusses Bidassoa mit seiner legendären Fasaneninsel untersucht (S. 293–307). Die literaturwissenschaftliche bzw. literaturhistorische Perspektive ist klar dominant, ergänzt sich aber mit der geschichtswissenschaftlichen Perspektive insofern, als eben auch Territorialgrenzen literarisierbar sind und literarisierte Grenzübertritte, etwa in den Fluchtberichten der Cölestinerinnen, die über das Juragebirge den Gefahren des Dreißigjährigen Kriegs zu entkommen versuchten (Beitrag von Marie-Élisabeth Henneau, S. 203–221), beide Fächer gleichermaßen interessieren. Grenzgänger zwischen den Kulturen sind beliebte Untersuchungsgegenstände. Dies gilt freilich auch für die an zwei Stellen behandelte Buchzensur und -zirkulation (Beiträge von Hervé Baudry, S. 49–66 und Andrea Grewe, S. 367–386). Angesichts der Vielzahl von Beiträgen muss sich die Rezensentin auf die Wiedergabe von grundsätzlichen Leseindrücken beschränken. Fünf Großkapitel dienen der Untergliederung: die Beiträge des ersten Kapitels – „Grenzen aus dem Überhang betrachtet“ (*Frontières vues en surplomb*) – widmen sich grundsätzlichen Überlegungen zum Charakter von Grenzen im 17. Jh. Diese Rubrik gibt einen authentischen Vorgeschmack auf die Vielgestaltigkeit und mitunter auch Diskrepanz der Beiträge. Das lässt sich schon bei der Lektüre der Einleitung der Mitherausgeberin Marine Rous-

sillon erahnen. Roussillon legt dem Band einen offenen Grenzbegriff zugrunde, der in erster Linie zum Ziel hat, Vertreter:innen unterschiedlicher Fächertraditionen über ein Überthema ins Gespräch zu bringen, das abstrakt genug ist, um integrativ zu wirken (S. 10, 13). Aufgrund ihres „potentiel de création“ (S. 9) und der Vielfalt ihrer „acceptations“ (S. 13) im betrachteten Zeitraum böten sich Grenzen dafür besonders an. Es ist entsprechend in erster Linie ein historischer, kein analytisch-thematischer Zugriff, der die Beiträge eint. Die ersten vier Autor:innen stehen jeweils für eine oder beide Arten von Grenzen, die mittlerweile reflexartig voneinander differenziert werden: auf der einen Seite die territorialen, ergo politischen Grenzen, die am ehesten im Beitrag von Le Mauff zum Ausdruck kommt und auf der anderen Seite die kulturellen und symbolischen Grenzen. Gerade im letztgenannten Fall gerät die Grenze ins Diffuse, da damit „Trennung“ im Sinne jeglicher binären Oppositionen gemeint sind. Zu Grenzen im übertragenden Sinne gehören auch solche, die das Tagesgeschäft von Literaturwissenschaftler:innen ausmachen, etwa Gattungsgrenzen oder Grenzen zwischen epistemischen Feldern bzw. Wissensordnungen, wie sie Jean Luc Robin in Bezug auf den Eintritt des *Parnasse* für die kopernikanische Wissenschaft (in Abgrenzung zur vermeintlichen Pseudowissenschaft an Universitäten) untersucht (S. 31–48). Epistemische Grenzen sind auch Thema z.B. im Beitrag von Vincent Jullien, der sich der Grenze zwischen moralischer Gewissheit und Metaphysik bei Descartes widmet, allerdings unter einem anderen Kapitel subsummiert wurde (S. 221–238). Beide Arten von Grenzen, die territoriale und die symbolische, die in diesem Band

verarbeitet werden, eint erwiesenermaßen ihre Porosität, die in Form von konfliktueller Aushandlung und von Transgression zum Ausdruck kommt. Beides kann sich sowohl auf den Bereich der konkreten sozialen Erfahrung als auch auf den Bereich der kulturellen Bedeutungserzeugung beziehen. Die Begriffe im Untertitel des Bandes spiegeln diesen Zweiklang von sozialer Erfahrung (*expériences*) einerseits und vom Vorgestellten (*représentations*) andererseits. Die nachfolgenden Kapitel tragen diesen Bereichen in gewisser Weise alle Rechnung: „Grenzen anfechten“ – *Disputer les frontières*, „Grenzen etablieren“ – *Établir les frontières*, „Grenzen überschreiten“ – *Passer les frontières* und „Grenzen verwischen“ – *Brouiller les frontières*. Die Lektüre wird begleitet von einem Unbehagen, dass dieser diffuse Zugriff auf Grenzen notwendigerweise hervorruft. Die Kreuzperspektive verlangt der Leserin ab, sich bei jedem Beitrag neu einzustellen und zu verstehen, um welche Grenzart es jetzt eigentlich genau geht. Dabei kann dieses Unbehagen auch als Befund gelten: alle politischen Setzungen, sozialen Praktiken und Literarisierungen mit Bezug zu Grenzen hängen und hängen in irgendeiner Art und Weise zusammen. Entsprechend scheint unter den Autor:innen eine unterschwellige Einigkeit zu herrschen, dass das Phänomen „Grenze“ nicht abschließend beurteilt werden kann und gerade darin besteht, dass es nicht fassbar ist. Aus Sicht der Geschichtswissenschaft sind Grenzen, die nur bestehen, indem sie sich eben auflösen, per se problematisch, da der Mehrwert für die Forschung fraglich ist. Auch besteht bei einem Band wie diesem immer die Gefahr der Reproduktion dessen, was Grenzen behaupten zu sein. Jean François

Courouau demonstriert dies anhand der Wahrnehmung der Sprachgrenze zwischen der *langue d'oc* und dem Gaskognischen in Reiseberichten von Gelehrten des 16. und 17. Jh.s besonders eindrücklich, indem er nachweisen kann, dass diese eigentlich unsichtbar und der Fluss Garonne (in Toulouse) als vermeintlich natürliche Grenze zwischen Sprachräumen nicht allen, aber den Meisten eigentlich gleichgültig war (S. 101–120). Dem Dilemma, dass die Rede von Grenzen diese nur zementiert, entkommen Grenzforscher:innen aber ohnehin nicht. Es stellt sich dennoch, auch in Bezug auf die vermeintliche Verräumlichung von Sprache (die ja durch ihre Sprecher lebt), die Frage nach der Lokalisierbarkeit und insgesamt der Räumlichkeit (nicht nur) territorialer Grenzen, die man für diesen Band konzeptuell hätte ausschöpfen können. Interessant ist bei aller Abwesenheit eines *direkten* Dialogs zwischen den Disziplinen die Tendenz mehrerer Autor:innen, sich dann doch wieder auf Begriffsbestimmungen zu berufen: der Eintrag „frontière“ aus Furetières *Dictionnaire universel* von 1690, der die militärische Konnotation des französischen Begriffs („front opposé aux ennemies“) hervorhebt, wird vielfach zitiert als eine maßgebliche Bedeutungsebene für das französische 17. Jh., dessen zweite Hälfte im Licht der Expansionspolitik Ludwigs XIV. stand. Die Relevanz des Sicherheitsaspekts wird in der symbolischen Chiffre der „quarante lieues“ gewissermaßen als kritischer Mindestabstand zur zu schützenden Hauptstadt Paris deutlich, die Fadi El Hage untersucht. Dass *frontière* im zeitgenössischen Diskurs medienübergreifend neben der Friedensvokabel *limite* stand, die eher für „Begrenzung“ steht – im Deutschen gibt es bekanntermaßen dafür

keine begriffliche Nuancierung – zeigt der Beitrag zu den Brautübergaben auf dem Grenzfluss Bidassoa in den Jahren 1615 und 1666. Der Grenzfluss unterstreicht hier die Doppelbedeutung von Grenze als „lieu d'affrontement“ und „frontière pacifique“ (S. 302), aber auch die Funktion des Flusses als liminale Zone, die den Eintritt der Frauen in eine neue, andere Welt verkörperte. Das historiographiegeschichtlich freilich heikle Motiv der natürlichen Grenzen hat im Band eine ambivalente Stellung. Der Beitrag zur Literarisierung des Rheins im *Faramond* zeigt einerseits dessen Aktualität im 17. Jh., freilich in Form seiner textuellen Ausprägung im Herrscherlob, und andererseits, dass der Rhein eher als Ort der Begegnung im Dazwischen und Teil eines gallischen Erbes und nicht „Grenze“ im Sinne eines geostrategischen Ziels ist, wie aus dem Mythos der „Politik der natürlichen Grenzen“ vermuten könnte. Dies ändert freilich nichts an der symbolischen Aufladung des Rheins, die bereits für das 17. Jh. nachweisbar ist, wie schon Historikerin Claire Gantet in den Nuller Jahren gezeigt hat.[3]

Indes demonstriert der Band gerade durch die Breite der herangezogenen Quellen, das, was Viala am Anfang behauptet: es handelt sich um ein Zeitalter, das geradezu von Grenzen besessen ist (S. 21) – hier gemeint im ethischen und ästhetisch-literarischen Sinn. Ob man wirklich von der Geburtsstunde von Grenzen sprechen kann, ist aus historischer Sicht stark zu bezweifeln, zumal der räumliche Fokus über Frankreich und seine Kontaktzonen kaum hinausreicht. Dass die „zone marginale“ über eine „créativité propre“ (S. 14) verfügt, wird kaum jemand bezweifeln. Aber auch hier gilt das oben Gesagte: es kommt

eben darauf an, wovon man genau spricht. Der Versuch einer Synthese seitens der Herausgeberinnen, die in der Einleitung von Marine Roussillon angedeutet wird, wurde am Ende nicht unternommen. Es ist, zugegeben, auch ein fast unmögliches Unterfangen. Es empfiehlt sich die selektive Lektüre, denn der Band bietet eine Vielzahl wissenswerter Einzelbefunde.

Notes

- 1 D. Gerst, M. Klessmann, H. Krämer (Hrsg): Grenzforschung. Handbuch für Wissenschaft und Studium (Border Studies. Cultures, Spaces, Orders, 3), Baden-Baden 2021.
- 2 Siehe B. Kuhn, U. Winter (Hrsg): Grenzen. Annäherungen an einen transdisziplinären Gegenstand. Würzburg 2019 und E. Geulen, S. Kraft (Hrsg): Grenzen im Raum – Grenzen in der Literatur (Zeitschrift für deutsche Philologie 129), Berlin 2010.
- 3 C. Gantet, Die äußeren Grenzen des Heiligen Römischen Reichs. Wahrnehmung und Repräsentationen in der zweiten Hälfte des 17. Jh, in: É. François u. a. (Hrsg): Die Grenze als Raum, Erfahrung und Konstruktion. Deutschland, Frankreich und Polen vom 17. bis 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2007, S. 53–76.